

Erschienen in: WGL-Journal (1998) Nr. 4, S. 8-12.

**Prof. Dr. Bruno Strecker, komm. Leiter
der Abteilung Grammatik des IDS
Sprache
in der Wissenschaft**



Wo die Rolle von Sprache in der Wissenschaft eigens thematisiert wird, wird man erwarten, daß von Problemen die Rede sein soll, die über das hinausgehen, was immer und überall in Verbindung mit Sprache von Interesse ist. Diese Erwartung wird nicht enttäuscht, doch so viel sei gleich klargestellt: Für Sprache und Kommunikation in der Wissenschaft und im Umgang mit Wissenschaft gelten keine Prinzipien, die sich grundsätzlich von jenen unterscheiden, die für Sprache und Sprachen im Alltag gelten. Auch, was als Wissenschaft auftritt, hat relevant, informativ, aufrichtig und klar zu sein, und ist es all dies, dann genügt es jedem Anspruch. Doch, daß in dieser Allgemeinheit keine besonderen Ansprüche an die Sprache in der Wissenschaft zu stellen sind, heißt nicht, daß Sprache ohne besondere Bedeutung für die Wissenschaft wäre. Tatsächlich macht erst Sprache Wissenschaft möglich. Ohne Sprache mag es vielleicht individuelle Erfahrung geben,

doch keinerlei Teilhabe an Wissenschaft, denn Wissenschaft beansprucht Geltung und muß sich deshalb der Bestätigung durch andere stellen können.

Wenn trotz prinzipieller Gleichartigkeit der Rolle von Sprache in Wissenschaft und Alltag der Eindruck entsteht, in dieser Sache bestehe besonderer Bedarf an Klärung, so liegt dies in erster Linie an unserer Einschätzung von und unseren Erwartungen an Wissenschaft: Sie hat – jenseits eigener Qualitäten spezieller Bereiche – außerordentlich informativ und relevant zu sein und dennoch ordentlich verständlich. Dabei soll sie keinesfalls auf die eigene Nation beschränkt bleiben. Die nationale Forschung soll vielmehr eingebunden sein in einen weltweiten Diskurs. Bei solchen Ansprüchen können Sprachprobleme verschiedenster Art nicht ausbleiben.

Im einzelnen sind Fragen wie diese zu stellen:

- Kann, soll oder muß es für die

Wissenschaft oder für einzelne Wissenschaften überhaupt eine spezielle, von allgemeinem Gebrauch abweichende Sprache geben, und, wenn ja, was genau ist davon betroffen?

- Kann es oder sollte es eine universelle, eventuell nach dem Muster der Mathematik formale Sprache der Theoriebildung geben?
- Wie verhält sich die Sprache der Theoriebildung – ob universell oder fachspezifisch – zu der Sprache, in der man sich informell fachintern verständigt?
- Welche Ansprüche an Verständlichkeit können, müssen und dürfen an die Sprache gerichtet werden, in der wissenschaftliche Erkenntnisse fachextern vermittelt werden?
- Soll die Sprache der Wissenschaft oder auch spezieller Wissenschaften jeweils an Nationalsprachen gebunden sein oder an eine supranationale Sprache?

Daß wissenschaftliche Aussagen mit sprachlichen Mitteln formuliert werden, die nicht der Sprache des Alltags angehören, scheint ebenso offensichtlich wie die Erkenntnis, daß dies, zumindest in Teilen, unvermeidlich ist. Ganz so selbstverständlich verhalten sich die Dinge allerdings nicht. Immerhin basiert, was

überhaupt ausdrückbar ist, letztlich auf alltagssprachlichen Beschreibungsmit-teln. Wissenschaftliche Beschreibungs-sprachen werden nicht ursprünglich erworben wie gewachsene Umgangssprachen. Sie werden nicht einmal eigens als Sprachen erlernt, sondern als Sequenzen von Klassifikationen und Definitionen eingeführt, die zumindest anfänglich ganz der Umgangssprache verhaftet bleiben. Niemand hat diesen Prozeß der Entwicklung einer Wissenschaftssprache eindrucksvoller beschrieben als Otto Neurath: „Wie Schiffer sind wir, die ihr Schiff auf offener See umbauen müssen, ohne es jemals in einem Dock zerlegen und aus besten Bestandteilen neu errichten zu können.“

Wer den meist ungesteuerten Definitionsprozessen mißtraut, kann versuchen, sie in geeigneten Lehr- und Lernspielen kontrolliert zu rekonstruieren, um so, wie Lorenz und Mittelstraß meinen, die Umgangssprache zu hintergehen, doch in der Praxis wird dies allenfalls bei der kanonischen Formulierung von Thesen wirksam werden. Genau genommen ergibt sich selbst dabei keine Wissenschaftssprache als genuines Kommunikationsmittel, sondern lediglich ein auf Aussagen eingeschränktes Derivat einer natürlichen Sprache. Aus grammatischer Sicht, aus der jedes Nomen, jedes Adjektiv, jedes Verb nur eben eine Instanz der jeweiligen Ausdruckskategorie ist, kann über die Beschränkung auf Aussagesätze hinaus kein Unterschied zwischen Wissenschafts- und Umgangssprache festgestellt werden. Das gilt jedenfalls solange, wie sich die Wissenschaft der landesüblichen Sprache bedient. Anders liegen die Dinge, wenn eine fremde Sprache – etwa Latein oder Englisch – vorliegt. Auf Vor- und Nachteile einer solchen Ausrichtung wird noch einzugehen sein.

Im wissenschaftlichen Alltag reduziert sich der systematische Unterschied zwischen Umgangssprache und Wissenschaftssprache auf eine fachspezifische Terminologie, die nicht verwechselt werden darf mit Fachjargon. Fachjargon – soweit er nicht ohnedies allgemein bildungssprachlicher Natur ist – mag in Teilen verzichtbar sein, Fachterminologie ist es nicht, auch wenn sie prinzipiell auf einer Alltagssprache aufsetzt: In den eingeführten, fachweit akzeptierten Termini einer Wissenschaft hat sich zu einem

guten Teil der Bestand an Erfahrung niedergeschlagen, der diese Wissenschaft entsprechendem Alltagswissen überlegen macht. Die Forderung, jeden Terminus im Dienste allgemeiner Verständlichkeit mit umgangssprachlichen Mitteln zu umschreiben, ist ungefähr so sinnvoll wie die Forderung, auf die Multiplikation zu verzichten, da diese doch auf die Addition zurückgeführt werden kann.

Daß Laien das Verstehen einer wissenschaftlichen Fachsprache Mühe bereitet, liegt vor allem daran, daß sie den mit der Klassifikations- und Definitionsgeschichte notwendig gewordenen Lernprozeß – noch – nicht durchlaufen haben. Das wirkt sich gleich doppelt aus: Zum einen werden entscheidende Ausdrücke nicht



Prof. Dr. Bruno Strecker, komm. Leiter der Abteilung Grammatik des IDS

oder nicht korrekt verstanden, zum andern bleiben Ausführungen, die Fachleuten völlig explizit erscheinen, für Laien kryptisch, weil sie, um mit Schank und Abelson zu sprechen, die einschlägigen „Skripts“ nicht kennen, die den selbstverständlichen Hintergrund für Beschreibungen und Erklärungen bilden. Daß ihnen zudem mit überflüssig scheinendem Jargon und Demonstrationen klassischer Bildung das Leben schwer gemacht werden kann, ist bekannt und kann Anlaß geben zu der Frage, wie es denn überhaupt um die Ansprüche von Laien an die Sprache bestellt ist oder sein sollte, in der ihnen Wissenschaft begegnet. Vor externen Ansprüchen an die Sprache einer Wissenschaft sollten jedoch die Ansprüche geklärt werden, die wissenschaftsintern zu stellen sind. Schließlich hat die Sprache auch in der Wissenschaft vor allem der Gemeinschaft derer zu genügen, die sich täglich mit ihr zu verständigen haben.

Die Klärung interner Ansprüche an Sprache in der Wissenschaft hat im wesentlichen zwei weitgehend voneinander unabhängige Aspekte: die Verlässlichkeit und Klarheit der Sprache und die Bestimmung der Gemeinschaft, für die sie zugänglich sein soll. Die Frage nach Verlässlichkeit und Klarheit der Sprache wirft ein zentrales Problem der Wissenschaftstheorie auf und hat Philosophen und Wissenschaftstheoretiker wie Leibniz, Frege, Wittgenstein, Carnap zu Entwürfen formaler Sprachen geführt, die den Mangel an Präzision beseitigen sollten, den sie in der Umgangssprache zu sehen glaubten. Die Idee Carnaps etwa war, Mehrdeutigkeiten und „metaphysische Scheinaussagen“ durch die Einführung einer fachübergreifenden logischen Syntax und eindeutige Bedingungen zu vermeiden, die für Sätze gelten sollten, mit denen empirische Gegebenheiten – Zustände und Ereignisse – zu protokollieren sind. Wittgenstein hat in späteren Jahren die Grenzen solcher Versuche deutlich gemacht, doch grundsätzlich scheint ihre Zielsetzung recht attraktiv. Dennoch ist nie mehr als ein Programm daraus geworden. Das liegt wohl daran, daß die Umsetzung solcher Programme der Gemeinschaft der Forscher mehr Disziplin verlangt, als sie aufzubringen imstande ist, und daß das Ganze schon bald pedantisch wirkt.

In einigen Bereichen freilich war der Erfolg der Formalisierung durchschlagend und endgültig: in der Logik, in der Mathematik und in Teilbereichen anderer Wissenschaften, soweit sie von diesem Gebrauch machen. Was kaum überraschen kann: Da ausschließlich logische Strukturen Gegenstand solcher Theorien sind, ergeben sich keine Probleme mit Klassifikationen empirischer Befunde. Das ändert sich sofort, wenn auch nur ein einziger empirischer Sachverhalt einbezogen werden soll: Ist etwa dies noch als Tier oder schon als Pflanze zu betrachten? Die Entscheidung, die hier ansteht, fällt um nichts leichter, wenn ihr Ergebnis in einer formalen 'Protokollsprache' formuliert werden soll. Der wesentliche Unterschied zwischen Alltag und Wissenschaft besteht hier nicht in der Sprache, die benutzt wird, sondern in den Methoden, mit denen die Ergebnisse gewonnen werden.

Logik und Mathematik sind als formale Theorien ihrer Natur nach nur in

Exemplifikationen an natürliche Sprachen gebunden und insofern prädestiniert für weltweite Nutzung. Aber auch sonst ist Wissenschaft keine nationale Angelegenheit. Tut sie dennoch so, wie etwa die „Deutsche Physik“ im Dritten Reich, gerät sie zur traurigen Karikatur. Als grundsätzlich supranationale Unternehmung hat Wissenschaft jedoch ein ernstes Kommunikationsproblem: Selbst Logiker diskutieren ihre Theorien nicht ausschließlich mit den Mitteln formaler Kunstsprachen und können in Verständigungsschwierigkeiten geraten, wenn sie auf ausländische Kollegen treffen.

Bis ins frühe 19. Jahrhundert traten solche Verständigungsprobleme – zumindest in Schriftform – weniger auf, denn der wissenschaftliche Diskurs fand überwiegend in lateinischer Sprache statt. Nationalistische Bestrebungen, wie sie nach dem Zusammenbruch der alten Ordnung europaweit zu beobachten waren, haben die tradierte sprachliche Einheit des wissenschaftlichen Diskurses bis auf einen – freilich nicht unbedeutenden – Rest zerstört: bis auf die Dominanz lateinischer Termini bei der Klassifikation untersuchter Phänomene.

Latein hatte gegenüber Englisch, das heute de facto dessen Rolle übernimmt, einen gewichtigen Vorteil: Als „tote“ Sprache war es niemandes Muttersprache und forderte deshalb im großen Ganzen jedermann ähnliche Anstrengung ab. Englisch als Wissenschaftssprache verschafft hingegen jenen Startvorteile, die es als Muttersprache beherrschen. Wer als Sprecher anderer Sprachen an einem Kongreß mit Englisch als Kongreßsprache teilnimmt, erkennt schnell, was dies in der Praxis bedeutet. Man könnte deshalb durchaus darüber diskutieren, ob man dem Englischen die Rolle zugestehen soll, die ihm seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges zuge wachsen ist, doch werden solche Fragen nicht in Diskussionen beantwortet. Wer sich, wie Frankreich das nachhaltig versucht, gegen die Macht des Faktischen stellen will, sollte sich zumindest darüber im Klaren sein, welchen Preis er dafür zu zahlen hat: *to be untranslated is to be ignored*.

Die Frage nach einer Gemeinsprache der Wissenschaft stellt sich natürlich nicht für alle Bereiche der Forschung in gleicher Weise und mit gleicher Dringlich-

keit. Eine lingua franca ist vor allem in Forschungsbereichen unverzichtbar, die weltweit denselben Gegenstand haben. Im wesentlichen sind dies Mathematik und Naturwissenschaft. Rechts- und Geisteswissenschaften, die stark an nationale Traditionen gebunden sind, genügt in vielen Fragen ein weniger umfassender Diskurs. Geradezu abartig wäre es etwa, von Germanisten zu fordern, Englisch als Sprache ihrer Wissenschaft einzuführen.

Mit der Frage nach Verständigung in der Wissenschaft hängt auch die Frage zusammen, welches Maß an Verständlichkeit man als Laie von Wissenschaftlern erwarten kann, darf und sollte. Hier zeigt sich ein echtes Dilemma: Die Optimierung der Verständigung innerhalb einer Wissenschaft wirkt sich kontraproduktiv aus für die Vermittlung und fachüberschreitende Diskussion ihrer Erkenntnisse. Für die Gesellschaft, die den Wissenschaftsbetrieb trägt, kann sich dann die Frage stellen: „Was soll uns eine Wissenschaft, deren Erkenntnisse uns verborgen bleiben?“ Es wäre nicht nur arrogant, es wäre ausgesprochen dumm, dieser Kritik mit dem Hinweis zu begegnen, es komme nicht darauf an, daß die Gesellschaft die Wissenschaft versteht, sondern darauf, daß sie erkennt, welchen Nutzen sie von ihr hat. Was als Nutzen gelten kann, ist oft genug umstritten, wie die Erfahrungen mit Kernkraftwerken und „Gen“-Mais zeigen, und Zweifel am gesellschaftlichen Nutzen können schnell zu Zweifeln am Nutzen einer Wissenschaft werden, die sich damit legitimieren will.

Jede Wissenschaft steht – jenseits interner Verständigungsschwierigkeiten – vor der Aufgabe, ihre Erkenntnisse auch an ein Publikum von mehr oder weniger vorgebildeten Laien zu vermitteln. Das kann gelingen, wenn sie auf intelligente Adressaten trifft, die jede Menge Zeit haben: so viel Intelligenz und so viel Zeit, um genau zu sein, wie für ein ordentliches Studium dieser Wissenschaft erforderlich wäre; denn niemand kann erwarten, daß eine Theorie, die in jahre- wenn nicht jahrzehntelanger Arbeit entwickelt wurde, jedermann hier und jetzt in einfachen Worten dargelegt werden kann.

Vielleicht wird man einwenden, daß sogar komplizierteste Geräte einfach zu bedienen sein können, doch das ist nur

möglich, weil das erforderliche Wissen großenteils in die Geräte selbst eingebaut werden kann. Theorien lassen sich nicht in dieser Weise benutzerfreundlich gestalten. Man kann – und sollte! – sich bemühen, ausführlich und klar genug zu sein, aber das Verstehen kann man niemandem abnehmen. Doch auch wo es aufgrund allzu großer Wissensdefizite schwer fällt, eine Theorie zu vermitteln, sollte es möglich sein, die Fragen verständlich zu machen, die zur Entwicklung der Theorie geführt haben. Natürlich müssen auch diese Fragen verstanden werden, aber zumindest die zentralen Fragen jeder Wissenschaft sollten mit den Mitteln gehobener Alltagssprache auszudrücken sein. Schließlich wurden sie ursprünglich in eher alltäglichem Rahmen gestellt. Sind erst einmal die erkenntnisleitenden Fragen einer Wissenschaft verständlich dargelegt, ist weitgehend erreicht, was für ihre gesellschaftspolitische Einschätzung erforderlich ist, und es ist gelungen, einen Zugang zu ihrem Spezialwissen einzurichten. Das weitere ist eine Frage guter Fachdidaktik, wie sie auch für den wissenschaftlichen Nachwuchs zu wünschen ist.

Bleibt als Problem: Wie viel Wissen kann oder darf vorausgesetzt werden, und wie weit muß die Erklärung gehen? Generell sollten Wissenschaften auf relativ hohem Niveau ansetzen können. Als grobes Maß kann das Wissen dienen, das man nach Besuch der allgemeinen höheren Bildungseinrichtungen erworben haben sollte, denn man kann mit einigem Recht festhalten, daß weiter gehende Defizite nicht zu Lasten der spezialisierten Forschung gehen dürfen. Wer sicher gehen möchte, verstanden zu werden, sollte die Meßlatte dennoch nicht allzu hoch absetzen. Die Standards sind möglicherweise nicht mehr, was sie einmal waren (kaum noch Latein an den Schulen!), auch kann die eigene Erinnerung an frühere Leistung trügen.

Weiter gehende pauschale Maximen für alle Wissenschaften verbieten sich, denn die Ausgangslagen sind zum Teil grundverschieden. Die Physik etwa handelt von Gegenständen und Prozessen, die nicht von Menschen selbst konstituiert wurden. Sie ist deshalb auch nicht darauf festzulegen, einen Sinn darin zu erkennen. Vieles, was von Physikern auf ihre Weise gesehen wird, spielt jedoch zumindest als Phänomen auch in der

Alltagswelt eine Rolle. Wo dies der Fall ist, kann und muß es in fachüberschreitender Kommunikation in Rechnung gestellt werden. Allerdings ist dabei wegen einiger „falscher Freunde“ besondere Vorsicht geboten: Zur Terminologie der Physik gehören Ausdrücke wie *Kraft*, *Masse*, *Beschleunigung*, die gerade durch ihre Nähe zu alltagssprachlichen Ausdrücken Fehleinschätzungen provozieren können, weil sie nur ähnlich wie diese zu verstehen sind. Hier könnten manchmal fremdsprachliche Fachausdrücke geradezu von Vorteil sein, weil sie Laien nicht so leicht auf falsche Fährten führen.

Anders liegen die Dinge, wo etwa Rechtsverhältnisse Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sind. Natürlich durften auch Juristen für ihre fachlichen Diskussionen eine eigene Fachsprache entwickeln, doch sollte diese nicht unbedacht durchschlagen auf Formulierungen geltenden Rechts. In einem Rechtsstaat muß, wer rechtlichen Regelungen Folge zu leisten hat, eine faire Chance haben zu verstehen, worauf diese ihn festlegen. Das ist nur gegeben, wenn die Regelungen in einer Sprache verfaßt werden, die er verstehen kann. Das wiederum ist nicht schon gewährleistet, wenn eine Varietät der Landessprache zur Formulierung gebraucht wird, sondern nur, wenn Ausdrücke der Alltagssprache entsprechend alltagssprachlicher Konventionen verwendet werden. Jede Interpretations- und Definitionsleistung, die sich davon entfernt, schafft nicht mehr Rechtssicherheit, sondern Anlaß zu Fehldeutungen, wenn sie nicht für Laien nachvollziehbar an alltagssprachliche Konventionen angebunden bleibt. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die Rechtsprechung unterscheidet *Eigentümer* und *Besitzer*, für viele Nichtjuristen existiert hier kein erkennbarer Unterschied, was immer wieder zu Mißverständnissen führt. Daß sich hier dennoch ein Ausweichen auf fremdsprachliche Fachbegriffe verbietet, sollte klar genug sein.

Besonders vertrackt – wenn auch weniger dramatisch – ist die Lage der Sprachwissenschaft. Sie sieht sich gleich zweifach mit schwer erfüllbaren Erwartungen konfrontiert: Da sie Sprache zum Gegenstand hat, sollte sie, wie man meint, ein hohes Maß an Verständlichkeit erreichen, und da jeder, der als Adressat in Frage kommt, bereits eine

Sprache beherrscht, besteht allgemein die Auffassung, Informationen über Sprache müßten ohne besondere Anstrengung zu verstehen sein. Entsprechend groß ist die Enttäuschung, wenn gerade sprachwissenschaftliche Arbeiten schwer zu fassen sind.

Tatsächlich läßt sich bereits mit alltagssprachlichen Mitteln Substantielles über Sprache und deren Gebrauch sagen. Reden über das, was wir reden, gehört seit Menschengedenken zu unserer täglichen Praxis, und gute Literaten haben es dabei zu einer Perfektion gebracht, die so leicht von keiner Wissenschaft zu überbieten ist. Doch das gilt ausschließlich für die Beschreibung sprachlichen Handelns. Auch für das Reden über die Ausdrücke, mit denen sprachlich zu handeln ist, stehen Mittel zur Verfügung, doch bleiben sie ganz dem Hier und Jetzt verhaftet: *Was du da eben gesagt hast; das stimmt; das heißt so viel wie dies; es heißt nicht gewest, sondern gewesen*. Allgemeine Regeln, wie sie für den Sprachunterricht gebraucht werden, sind so nicht zu formulieren. Schon Ausdrücke wie *Wort* und *Satz* verdanken sich nicht alltäglichem Reden über Sagen und Gesagtes, sondern einer theoretischen Reflexion, die darauf gerichtet ist, im Besonderen des Gesagten Regularitäten nachzuweisen. Grammatiker versuchen, die Reflexion zu systematisieren und den gesamten Bestand an verfügbaren Ausdrucksformen in Regeln zu fassen. Dazu müssen sie sprachliche Ausdrücke unausweichlich zu Klassen mit gleichen allgemeinen Eigenschaften zusammenfassen, etwa zu Wortklassen wie *Substantiv*, *Adjektiv*, *Adverb* und zu Verbindungen von Wörtern wie *Nominalphrase*, *Adverbialphrase*. Moderne Grammatiktheorien orientieren sie beim Aufbau von Regelsystemen an algebraischen Strukturen. Das hat ihnen bei Traditionalisten den Ruf besonderer Praxisferne eingetragen, doch, was

Literatur

R. Carnap, *Die logische Syntax der Sprache*, Wien 1934.

K. Lorenz/J. Mittelstraß, *Die Hintergebarkeit der Sprache*, in: *Kant-Studien* 58, (1967), 187-208.

O. Neurath, *Protokollsätze*, in: *Erkenntnis* 3 (1932/33), 205-214.

R. Schank/R. Abelson, *Scripts, Plans, Goals and Understanding*, Hillsdale N. J. 1977.

L. Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, London 1922.

Grammatiken für Laien so schwer verständlich macht, ist nur zum Teil deren Algebraisierung. Probleme schafft vor allem der Umstand, daß grammatische Regeln für die Praxis nur dann eine Hilfe sein können, wenn man die zugrunde gelegten Klassifikationen nachvollziehen kann. Niemand kann eine Grammatik verfassen, die ohne entsprechende Schulung erfolgreich konsultiert werden kann, wenn ein einschlägiges Problem aufgetreten ist. Das heißt: Auch Grammatiken sind von Haus aus Wissenssysteme, die Schulung voraussetzen, und nicht etwa selbst Schulungssysteme.

Was man als Laie allerdings mit einigem Recht erwarten wird, ist, daß man nicht ständig mit neuen Regelsystemen konfrontiert wird. Das bringt mich zu einem letzten, besonders heiklen Punkt: Für die Gemeinschaft der Laien scheint immer wünschenswert, daß eine Wissenschaft „mit einer Sprache spricht“, d.h. zumindest in ihren elementaren Einschätzungen auf klare Positionen verständigt ist. Die Praxis sieht, wie unschwer zu erkennen ist, meist anders aus. Allerdings gibt es Unterschiede: Manche Wissenschaften machen einen weniger inhomogenen Eindruck als andere. Woran liegt das? An vielem, doch sicher zuletzt an ihrer Sprache, denn sie kann hier nur als Indikator für das Maß an Verständigung dienen, das erreicht werden konnte.

Vor allem zwei Gründe für unzureichende Verständigung sind zu erkennen: das Fehlen eines etablierten, kommerziellen Praxisfeldes, dem die Forschung zuarbeitet, und die – zumindest faktische – Unfähigkeit, auch nur die elementaren Gegenstände der Wissenschaft einheitlich zu bestimmen. Beides trifft insbesondere auf Geistes- und Sozialwissenschaften zu, ohne daß man es ihnen unbedingt zum Vorwurf machen könnte, denn zum einen ist gesellschaftlicher Nutzen nicht mit kommerziellem Nutzen gleichzusetzen, zum andern resultiert ihre Uneinigkeit gerade aus ihren Erkenntnisinteressen. Schließlich werden etwa Kunst, Sprache oder Gesellschaft weder ursprünglich als klar bestimmte Gegenstände vorgefunden, noch gelingt es derzeit, sie so überzeugend zu definieren, daß das Gros der Forscher sich damit zufrieden gibt. In dieser Lage kann jeder sich aufgefordert sehen, selbst die Klarheit zu schaffen, die er bei anderen vermißt.

Vielleicht wird sich da mancher eine starke Hand wünschen, die dem freien Theoretisieren ein Ende bereitet. Doch wer könnte, wer sollte dies sein? Und mit welchem Recht? Bleibt also nicht mehr, als die Kollegen um Zurückhaltung beim Erfinden neuer Fachbegriffe zu bitten. Viel helfen wird dies kaum: Jeder wird zugestehen, neue Begriffe seien nicht ohne

Not in die Welt zu setzen, doch wer wird je eingestehen, er habe dies getan? ■